

Hauptschulrektor und Realschullehrer diskutieren über Vorschlag des

Stuttgart – Die Ankündigung von Kultusminister Helmut Rau, Hauptschulen und Realschulen können künftig enger zusammenarbeiten, löste bei den Lehrern heftige Diskussionen aus. Wir sprachen mit dem Grund- und Hauptschulrektor Werner Csernak aus Ingoldingen und Wolfgang Kargl, Realschullehrer in Reutlingen.

Herr Csernak, Herr Kargl, was halten Sie von der Ankündigung des Kultusministers?

Csernak: Meine Grund- und Hauptschule in Oberschwaben verliert seit Jahren Hauptschüler. Wir loten Möglichkeiten aus, mit der Nachbarschaft zu kooperieren, um den Standort zu erhalten. Die Kollegen der Realschule sind jedoch besorgt, dass die Leistungsfähigkeit ihrer Schule sinkt, wenn sie Hauptschüler aufnehmen müssen.

Kargl: Meine Realschule gehört zu einem Bildungszentrum. Fast zwei Drittel der Schüler gehen zum Gymnasium, die Hauptschule und die Förderschule sind klein, die Realschule etwas größer. Eine Kooperation gibt es bisher nur bei einzelnen Sportveranstaltungen. Unter den gegenwärtigen Bedingungen sind Hauptschule und Realschule nicht kompatibel.

Wo liegen denn die größten Hindernisse?

Viele Hauptschüler mit Lern- und Entwicklungsproblemen werden an den Hauptschulen adäquat gefördert, an den Realschulen fehlen diese Angebote. Wir orientieren uns in der Umsetzung des Bildungsplans eher am Gymnasium, haben aber nicht die Ressourcen. Die Klassen sind zu groß, einen Ergänzungsbereich und Schulsozialarbeit gibt es kaum. Auch viele Realschüler bräuchten punktuell Unterstützung. Dennoch bin ich dafür, dass alle zusammen lernen, einschließlich der Gymnasiasten.

Wie soll das klappen?

Kargl: Wir brauchen eine Gemeinschaftsschule, in der alle Kinder länger zusammen sind. Dazu kann man aber nicht zwei unterschiedliche Schularten einfach zusammenlegen. Man muss vielmehr eine neue Form schaffen und eine neue Pädagogik zugrunde legen, die die Verschiedenheit nicht als Problem, sondern als Chance sieht. In vielen Bundesländern wird das gemeinsame Lernen neu gestaltet. In Rheinland-Pfalz wählen viele Eltern diese neue integrative Schule statt des Gymnasiums.

Wäre das auch ein Modell für den ländlichen Raum?

Csernak: Bis vor wenigen Jahren hatten die Hauptschulen im ländlichen Raum eine starke Stellung. Wir verlieren zunehmend die Leistungsfähigeren. Andererseits kehren Kinder von Realschulen und Gymnasien zurück, die eine schwierige Schulkarriere hinter sich haben und zusätzliche Probleme mitbringen. Das wiederum verstärkt das Interesse der Eltern, ihre Kinder nicht in die Hauptschule zu schicken. Kooperationsmöglichkeiten mit der Realschule im Sport oder in der Lese-Rechtschreib-Förderung reichen nicht. Das Ziel müsste eine längere gemeinsame Lernzeit sein. Die organisatorischen Schwierigkeiten wären aber nicht von heute auf morgen zu bewältigen.

Kargl: In der Grundschule sind doch auch alle zusammen, und dort kommen die Lehrer mit Heterogenität relativ gut zurecht. Weshalb müssen die Kinder nach der vierten Klasse sortiert werden?



Experten verlangen mehr individuelle Förderung statt Frontalunterricht

Was wären die Voraussetzungen für eine Gemeinschaftsschule?

Kargl: Die Grundschule bräuchte mehr Unterstützung, damit Kinder mit großen Defiziten früh die nötige Hilfe erhalten. Vorausgesetzt, die Grundschulen könnten besser arbeiten, dann gäbe es keinen Grund, diese Vielfalt aufzulösen. Denn Kinder lernen voneinander am besten. Der ländliche Raum darbt ja deshalb, weil die Guten weggehen. Wenn dagegen das Modell von Rau umgesetzt wird, werden sich noch mehr Eltern überlegen, wie sie ihre Kinder irgendwo aufs Gymnasium bringen.

Karge: Für Raus Modell fehlen alle Voraussetzungen bis hin zur Ausbildung. Ich habe auch an einer Hauptschule unterrichtet, und der Unterschied zu den Realschülern ist krass. Während in der Realschule die Schüler relativ schnell die Methoden lernen, wie sie richtig lernen, müssen die Lehrer an der Hauptschule erst einmal das Selbstbewusstsein der Schüler wieder stärken. Deshalb kann man nicht einfach etwa die Fünft- und Sechstklässler auf Zeit zusammmentun. Zudem wächst der Druck noch mehr, wenn wir künftig nach der vierten und nach der sechsten Klasse selektieren.



Im Gespräch: Kargl (li.), Csernak

Foto: StN

Wie sollen Lehrer mit einer noch größeren Leistungsbandbreite umgehen?

Csernak: Wir brauchen bessere Rahmenbedingungen, vor allem kleinere Klassen. Wäre die Förderung in Kindergärten und Grundschule intensiver, dann wären viele Schüler besser zu integrieren. In Klassen mit 28 und mehr Schülern sind Lehrer bei weitem überfordert. Zudem sind in den letzten Jahren Stunden für Fördermaßnahmen gestrichen worden.

Was muss ein Lehrer mitbringen, damit er integrativ unterrichten kann?

Csernak: Eine gründliche Ausbildung in Pädagogik, Sozialpädagogik, Kinder- und Jugendpsychologie und Diagnostik als Fundament. Auch müssen Studenten viel früher die Praxis erleben, damit sie rechtzeitig merken, ob das der richtige Beruf für sie ist.

Kargl: Ein pädagogischer Beruf heißt grundsätzlich Bewegung, Veränderung. In Dänemark muss das Grundstudium der Pädagogik mit einer

guten Note abgeschlossen werden, danach folgt die Spezialisierung in Fächern oder Psychologie. Alle Lehrer bräuchten einen solchen Sockel. Denn die Grundlagen der pädagogischen und schulischen Entwicklung werden in der Grundschule gelegt. Dass in Deutschland deren Lehrer am schlechtesten ausgebildet und bezahlt werden, ist nicht nachvollziehbar.

Fragen von Maria Wetzel